

Lebt die Fassadenmalerei wieder auf?

Autor(en): **H.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **17 (1927)**

Heft 29

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-642442>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Bukarester Strüchthändler.

gearbeitet, die nichts zu wünschen übrig läßt. Bürokratismus, glaube ich, kennt man in Rumänien nicht — von einigen komischen schriftlichen Formalitäten abgesehen — der Rumäne ist dafür zu duldbarm, zu weitherzig und zu orientalisches gemütlich. — Bei den Fremdeninspektoraten dagegen und bei gewissen andern Amtsstellen ist eine Beschleunigung in der Erledigung der Formalitäten nur zu erwirken durch das probate Mittel des Bakschisch, wie das Trink- oder Schmiergeld aus Türkenzeiten her noch genannt wird. Wo man es nicht von selbst spendet, wird einem ein ziemlich deutlicher Wink gegeben. Es hat auch genießerische Diabäuche unter den Inspektoren, die sich in der Rolle eines Machthabers gefallen, das wartende Publikum wie einen Trupp Rekruten anschnauzen und es in zwei Kolonnen sich aufzustellen und augenblicklich zu verstummen heißen, um dann nach einer Weile die auf einem großen Bogen vorgeschriebenen Formate niedergelegten Gesuche gnädigst entgegenzunehmen.

Wer Sonntags das reichhaltige, besonders durch schöne Gruppenbilder sich auszeichnende naturhistorische Museum besucht, wird überrascht sein, ein zahlreiches Publikum vorzufinden, das sich aus allen Bevölkerungskreisen zusammensetzt: Bauern, Offiziere, Damen, Herren, Schüler. Die gleiche große Besucherzahl weisen auch die kunsthistorischen Museen auf. (In ihnen ist mit Calame, Giron, Bocion, Buri u. a. m. auch die schweizerische Malerei vertreten.) Zieht man die große Menge in Bukarest gelesehener ausländischer Literatur, namentlich französischer und deutscher, sowie die Uebersetzungen aus diesen Sprachen, die zahlreichen inländischen literarischen Zeitschriften und die gutbesuchten Vorträge ausländischer Geistesgrößen in Betracht, so kann man wohl sagen, daß in Bukarest ein reges geistiges Interesse herrscht, an dem natürlich die riesige Studentenzahl — rund 20,000 — den hervorragendsten Anteil hat.

Dabei wird das Promenieren und Flanieren, insbesondere auf der Calea Victoriei und an Sommerabenden unter den Bäumen der autodurchdrasteten Choseaua Chiselen, nicht vernachlässigt. Die Calea Victoriei, eine der wenigen Straßen, die mit modernen Maschinen gefeiert und gespült werden, ist der Stolz der Bukarester, obwohl die Verkehrsverhältnisse in dieser Hauptstraße an einigen Stellen so eng sind, daß man in Bern längst Zeter und Mordio geschrien und in den Zeitungen spaltenlang geeifert haben würde. Aber hier zeigt sich nun die orientalische Geisteslosigkeit des Rumänen von einer der vorteilhaftesten Seiten: mag das Gedränge auch noch so groß sein und mag man alle paar Schritte anhalten und warten müssen,

bis man passieren kann — niemand regt sich auf, höchstens zwei Rutscher, und dann amüsiert man sich und sieht der Szene belustigt zu. Stößt man vorn, hinten oder seitwärts jemand ohne es zu wollen, so setzt es keine hässigen Blicke ab wie bei uns, und wird man selbst gestoßen, so folgt auch gleich ein freundliches „Bardon!“ Das Publikum ist entschieden duldsamer und weniger anspruchsvoll als in Westeuropa, selbst Bein- und Armbrüche infolge Glattfalls steckt es ein, ohne daß auf ein Sanden der Trottoirs und Straßen gedrungen wird, und daß Locobriefe zwei Tage unterwegs sind — während man bei uns solche vor 11 Uhr aufgeben kann und sie nachmittags am Bestimmungsort weiß — scheint niemand zu beunruhigen — so wenig wie die je nach Preis verwässerte Milch.

Doch zurück zur Calea Victoriei. Ganze Züge eleganter Kaleschen, die das Auto noch nicht untergekrigt hat, defilieren an uns vorüber. Bukarest, heißt es, sei die Stadt der schönsten Frauen und der schönsten Kaleschen. Diese, fast durchwegs zweispännig, rollen auf Gummi und sind so gut gefedert, daß das Fahren darin ein Genuß ist. Die Rutscher, Birschar genannt, waren ursprünglich Mitglieder einer russischen Sekte, die ihnen auf Ehe und Nachkommenschaft durch einen radikalen Eingriff endgültig zu verzichten gebot. Sie haben einen den Hals umschließenden und bis auf die Füße reichenden Mantel (Kastan) aus dunklem Samt an; an Stelle des metallverzierten Ledergürtels tragen sie oft eine bunte Schärpe. Auch die Mütze ist nach russischem Schnitt. Ihren Pferden knüpfen sie gegen den „bösen Blick“ und das Verrufen- und Berufenwerden rote Bändchen in Schweiß und Mähne. Namentlich unter den jungen Birschar hat es raffige Typen, die wahrscheinlich nicht einmal Passivmitglieder der Sekte sind.

Wer löst das Auge von all diesem raffinierten, sich täglich überbietenden Luxus, der sich da auf der Calea Victoriei zur Schau stellt? Wer sieht den Abendhimmel mit den südlich weichen, tiefen Farben, dort hinter den Wipfeln der Parkbäume? Und wer denkt daran, daß dieses Bukarest die Hauptstadt eines Landes ist, das von rund 14 Millionen Bauern bewohnt wird, denen nur zirka drei Millionen Städter gegenüberstehen?

Die elegantesten und schönsten Frauen promenieren da, kritisch gewürdigt von jungen und alten Elegants und von den zahlreichen Offizieren, deren Kasino, ein stolzer Bau, an dieser Straße liegt. Das ist die Siegesstraße, wo — wie es in einer hübschen Frühlingsplauderei des neugegründeten „Bukarester Tageblatt“ heißt: „die Heerschar der schaumgeborenen Göttin siegt um besiegt zu werden.“

(Schluß folgt.)

Lebt die Fassadenmalerei wieder auf?

Im vordern Spitalader-Quartier sind in neuester Zeit eine Reihe von Wohnbauten entstanden, die sich durch dezidiert farbigen Anstrich ihrer Mauerflächen von ihrer alltagsgrauen baulichen Umgebung abheben. Irgendwo hat diese bewußte Tönung der Mauertünche begonnen, und nun ist im Quartier ein fröhlicher Wettbewerb unter den Architekten erwacht, wer mit Farben die originellste und die angenehmste Wirkung im Straßenbild zu erzielen vermag. Ja, man ist bereits zur dekorativen Bemalung ganzer Fassaden übergegangen, und man darf füglich die Frage stellen, ob hier der Anfang zu einem neuen Aufleben der Fassadenmalerei vorliegt, für deren Blütezeit im 16. und 17.

Jahrhundert Städte wie Basel, Frankfurt, Nürnberg und unsere kleinen Rheinstädtchen Schaffhausen und Stein a. R. so viele treffliche Belege aufweisen.

Diese Fassadefunst ist bekanntlich in der Barockzeit auf ein falsches Geleise geraten: man fing an, mit der Farbe Bauformen und Bauteile vorzutäuschen wie Quadern, Säulen, Fenster, Portale, Erker u. Es kam jene Architektur der Verlogenheit in Schwung, bei der die Tünche und die Farbe die zweifelhafte Rolle des Verdeckens und Vertuschens spielen mußte, so daß die Redensart von der schönen Fassade, hinter der nichts Rechtes stecke, durchaus der Wirklichkeit entsprach. Die Zeit liegt gar noch nicht lange hinter uns, da die Architekten und Baumeister ganz strupellos Steine für Holz oder umgekehrt ausgaben und dabei nicht im entferntesten etwas Unrechtes zu tun glaubten. Heute gilt in der Baukunst wie auf andern Lebensgebieten, daß nur das Wahre und Echte wirklich schön ist: die Bauform, die ihrem inneren Zwecke entspricht, die also aus dem Raum heraus entstanden ist, aber auch die Bauerscheinung, die dem Baumaterial angemessen, die ihm „eingeboren“ ist. Die Farbe darf nicht einem andern Zwecke dienen als dem des Schmückens und Verschönerns; höchstens darf sie raumbildend wirken, darf den Raum „ins richtige Licht rücken“. Abgesehen natürlich von ihrer praktischen Funktion als Konservierungs- und Schutzmittel gegen Verwitterung und Fäulnis.

Von diesen Voraussetzungen muß heute der Architekt ausgehen, der zur Fassadenbemalung den kühnen Schritt tut. Man darf ihn wohl kühn nennen, da das Publikum bisher an Weiß und Grau gewöhnt war und natürlich alles Ungewohnte zuerst ablehnt. Aber auch vor dem eigenen künstlerischen Gewissen ist die Verantwortung nicht gering.

Für den modernen Architekten gibt es ästhetische Gesetze ringsum. Die örtliche Tradition, der *genus loci*, will berücksichtigt sein; aber auch die Gegenwart mit ihren eigenen Bedürfnissen und Notwendigkeiten muß zu ihrem Rechte kommen. Der heutige Architekt muß vielfach mit bescheideneren Baumitteln auskommen als der der Vergangenheit;



Wohn- und Geschäftshäuser an der Optingenstraße. — Architekten: Hans Weiß und Steffen & Studer, Bern.

dagegen stehen ihm wieder sehr viel bessere technische Hilfen zur Verfügung, um mit wenig viel zu erreichen. Er darf nicht zu ängstlich in die Vergangenheit oder in die Zukunft schauen. Denn jedes Geschlecht baut in erster Linie für sich und für seine Bedürfnisse. Heute für kommende Generationen sorgen zu wollen hat keinen Sinn, da man ja deren Bedürfnisse und technischen Möglichkeiten nicht voraussehen kann.

Wenn heute also die Architekten wieder zur Farbe greifen, da ihnen andere Mittel zur Erreichung baulicher Wirkungen versagt sind, so muß man ihnen mit verständnisbereitem Interesse folgen. Dankbar muß man ihnen sein, wenn es ihnen gelingt, die Eintönigkeit langer Serienbauten durch Farben zu beleben, den aneinandergereihten Mietshäusern durch gesonderte Bemalung Individualität und Charakter zu geben.

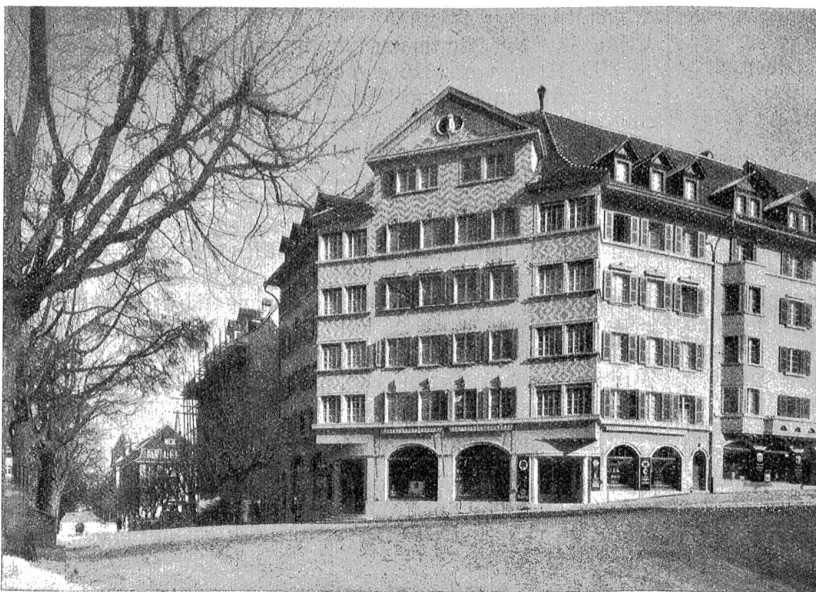
Natürlich darf die Mode der Hausbemalung nicht in eine wilde Willkür ausarten. Denn jede Straße ist schließlich eine Art Gesellschaft, wie die menschliche, die Anspruch hat auf ein geselliges Verhalten ihrer Mitglieder.

Das besteht bekanntlich in der Anpassung an die Umgebung, in der Einpassung in den selbstgewählten Rahmen. Etwa, daß das Einzelhaus mit seiner Farbe in harmonischer Übereinstimmung sein soll mit den übrigen Farben der Straße.

Eigenwilligkeit wird im gesellschaftlichen Verbands zur Geschmacklosigkeit. Die Fassadenbemalung darf jedenfalls die Subjektivität nicht zu weit treiben; oder es sei dann eben jene Subjektivität des Künstlertums, wie sie etwa ein Holbein an gewissen Basler Hausflächen auswirken ließ. Die Häuser an der Optingenstraße und das Eckhaus Greyerzstraße = Viktoriarain sind, wie unsere Abbildungen zeigen, glückliche Anfänge einer neuen Fassadenkunst; wir wünschen ihr eine rasche Weiterentwicklung.
H. B.

Sinnspruch.

Wer Großes will, muß sich zusammenraffen:
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.
Goethe.



Wohn- und Geschäftshäuser an der Ecke Viktoria-Greyerzstraße. — Architekten: Hans Weiß und Steffen & Studer, Bern.